

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde

Herausgeber: Bernisches historisches Museum

Band: 44 (1982)

Artikel: Schul- und Jugendtheater der Stadt Bern im Barock

Autor: Stadler, Edmund

Kapitel: 9. Politische Solennitätsspiele im frühen 18. Jahrhundert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-246211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

betreuten Schulen und die von ihm geschenkten «gnaden-pfenning», womit er Fleiss und Eifer der Jugend stärke, und heisst Rosilius seine Gefährten bei Gott um Gnade und «Ehren-glantz» für der «Vätter-krantz» anflehen. Hametas betet zu Gott, er möge die Väter, die sein Ebenbild seien, segnen und dem Rate seine Weisheit und Kraft schenken, wobei er den Schultheissen von Erlach persönlich erwähnt. Dann bittet er Gott, auch den Stand zu segnen, der über die Seelen wache, und ihm Stärke und Kraft für das Weiden seiner Herde zu geben. Zuletzt fordert Rosilius seine Freunde auf, die Hände zu falten und die Knie zu beugen, und spricht Lysander ein Gebet, das Horimennus und Amadorus wiederholen. Der Nachredner Alexis schliesst das dialogisierte Lob- und Dankgedicht mit der Aufforderung ans Publikum:

«Hat euch diese Red gefallen
Laßt ein Hallelujas schallen.
Wollt ihr künfftig etwas mehr
Gebet solchen anlaß her.»

9. Politische Solennitätsspiele im frühen 18. Jahrhundert

Von einer Fortsetzung der neuen Richtung der Solennitätsspiele hören wir gar nichts. Offenbar zogen die Berner Studenten politische Stücke vor. 1700, drei Jahre nachdem Ludwig XIV. den Pfälzischen Krieg beendet und in Ryswyk bei Den Haag Frieden mit den Niederlanden, Spanien und England geschlossen hatte⁵⁸, ersuchten sie die Regierung, ihnen die Aufführung eines Solennitätsspiels über dieses Ereignis der Weltpolitik zu erlauben. Aber die Gnädigen Herren von Bern befürchteten wohl einen ähnlichen Zwischenfall wie 1692 und verboten die öffentliche Darstellung des bereits verfassten Stücks jedenfalls in der Kirche: «Comoedi uff die Sollenität von Etlichen Studiosis über den Rißwickischen Friden componirt, ist in der Kirch zu halten, ihnen interdicirt.»⁵⁹ Eine allfällige Aufführung an einem anderen Orte bleibt demnach offen.

Auch wenn nach Hidber «nur hie und da Anspielungen auf den damaligen spanischen Erbfolgekrieg erfolgen und die schweizerischen Streitigkeiten, welche den sogenannten Zwölferkrieg herbeiführten, mit keinem Wort erwähnt werden»⁶⁰, hat doch das Solennitätsspiel *«Helvetischer Zank-Apfel / vorstellende in einem Streit-Discours die Glückseligkeit unsers Schweizerlandes gegen übrige Landschaften: öffentlich präsentirt den 3ten Oktobris 1708 in dem großen Münster zu Bern»*⁶¹ ausgesprochen politischen Charakter. Im Mittelpunkt steht die Schweiz, die in einer gewissen Selbstgerechtigkeit gegen andere Nationen, im Namen Europas auch gegen andere Erdteile ausgespielt, wobei aber keine bestimmten ausländischen Persönlichkeiten, sondern die Völker selber glossiert werden, andererseits aber auch leise kritisiert wird. Den Prolog benutzte der unbekannte Autor, um Spieltenenz und -ort gegen die von einem Teil der Obrigkeit erwartete Missbilligung in Schutz zu nehmen. Die Gnädigen Herren möchten ihnen das heutige Lehrstück vergönnen und dem Vorurteil fernbleiben, sie seien zu sehr in solche Spiele verliebt, und es stehe Theologiestudenten übel an, den grossen Tempel (das Berner Münster) zum Schaugerüst zu machen. Bei ihren Professoren an der theologischen

Fakultät war offenbar eine solche Captatio benevolentiae nicht notwendig, ja es zeugt geradezu für ihre Aufgeschlossenheit für das Schultheater, dass sie 18 zumeist dem geistlichen Stande bestimmte Studenten agieren liessen, davon sechs in Doppelrollen. So waren später Samuel Lupichius (Prologus, Holländer, Epilogus) Spitalprediger in Bern, Huldrich Sutermeister (Solon, Handwerksmann) Pfarrer in Hilterfingen, Jakob Wytttenbach (Jud) Pfarrer in Wohlen, Samuel Scheurer (Türck, Asia, Obrigkeitliche Person) Professor der Theologie in Bern, Georg Langhans (Moor, Africa, Advokat) Helfer zu Bern, Heinrich Wasmer (Europa, Bauer) Pfarrer in Reinach, Nikolaus Furer (Hauswirt) Pfarrer in Seon, Franciscus Wilhelmi (Spanier) Pfarrer in Rüderswil, Gabriel Furer (Engelländer) Pfarrer in Oberwil im Simmenthal, Gabriel Wytttenbach (Italiener) Pfarrer in Gempelen, Rudolf Wytttenbach (Teutscher) Pfarrer in Murten, Rudolf Delosea (Schweitzer) Pfarrer in Grafenried, Heinrich Dyslin (Cavallier) Mesmer. Ausser diesen führt das Darstellerverzeichnis ohne nachträgliche Bemerkungen über ihre spätere Tätigkeit noch an: Samuel Risold (America, Ein Geistlicher), Sigmund Wilhelmi (Ein Nordländer), Daniel Rudolph (Franzose). Der «*Helvetische Zankapfel*» enthält insgesamt 1028 Verse, welche, vor allem in Prolog und Epilog, den ganzen Bombast der zweiten schlesischen Dichterschule von Hofmann von Hofmannswaldau und Daniel Caspar Lohenstein übernehmen, allerdings oft holperig und unrein sind. Aus dem Rahmen fällt der Bauer mit seinem Berndeutsch, womit ein früher Keim zum schweizerischen Mundarttheater gelegt wird. Seine besonderen Ausrufe hat der Jude, der auch sonst auf übliche, jedoch nicht ausgesprochen böswillige Art und Weise karikiert wird. Thematisch erinnert der «*Helvetische Zankapfel*» von Ferne an die Libretti der Wiener Prunkopern «*Il Pomo d’Oro*» (1668) von Francesco Sbarra, Musik von Marc Antonio Cesti, und «*La Monarchia trionfante*» (1678) von Nicoló Minato, Musik von Antonio Draghi⁶².

Der Prologsprediger begrüsst zuerst die weisen Gnädigen Herren, dann die Exzellenzen, darunter den Gesandten der Königin von England, die hochgeehrten Schul- und Kirchenhirten und die hochgezierten Ehrenschüler. Dann vergleicht er die friedliche Schweiz mit dem kriegerischen Ausland und schliesst daraus, dass jener der Zankapfel zu Recht zufalle. Der Epilogsprediger gibt seiner Freude Ausdruck, ob der ihnen von den Gnädigen Herren, dem Grossen und dem Kleinen Rat sowie den übrigen Zuschauern erwiesenen Ehre, bekennt hierauf, dass ihr Stück höheren Ansprüchen nicht genüge, wie es bei den Komödien der Opitz, Lohenstein, Dach, Moorhof und Molière der Fall sei, und entschuldigt dies mit dem Hinweis, sie hätten ja nicht für den Nachruhm gespielt, sondern allein der Schweiz zur Lust.

Der Aufbau der eigentlichen Spielhandlung ist nicht ungeschickt. Der erste Akt beginnt mit der Exposition, einem Zwiegespräch zwischen dem griechischen Gesetzgeber Solon und einem Juden, an dessen Ende dieser an Stelle der Göttin Eris im Wiener «*Pomo d’Oro*» den goldenen Apfel wirft. Dazwischen fragt der Türke Solon, wer er sei, und fürchtet der Mohr, dass er den Preis nicht bekommen werde. «*Hierauff playdieren alle vier Erdteile nacheinander*» für sich. Asia, im Gewande eines Muselmannes, pocht auf Reichtum, Ehre, Vergnügen und Macht, die es seit dem Altertum besitze, stellt fest, Arabien werde das glücklichste Land genannt, seit der Sultan seine Ehre gerettet habe, und bezeichnet die Chinesen als weise, die Japaner als tapfer. Doch Africa heisst Asia

schweigen und behauptet, weil der Apfel Fruchtbarkeit bedeute, stehe er ihm zu wegen des Überflusses an reichen Gütern, des früchtereichen Schatzes, des Wunderstroms und seiner Kornkammern, wegen der Jagdlust, welche sein Volk zu grossen Herren mache, des Straussen und Leopards, die zu seinen Diensten stehen, des grossen Elefanten, der sein Leibross sei, aber auch wegen seiner Städte Algier, Tripolis und Tunis. America seinerseits ist überzeugt, dass jedes Volk und Land vor ihm weichen müsse, da es reich an Gold, Diamanten, Smaragden, Rubinien und Perlen sei. Es erwähnt im besonderen seine Länder Mexiko und Brasilien und verspricht Solon ein Geschenk, wenn er ihm den Apfel zusprechen werde. Europa höhnt das dumme Asien, das sich befreche, sich selber den schönen Apfel zuzusprechen, obgleich seine Macht seine Schwachheit anzeigen und sich sein grosser Leib nicht regen könne. Dann wirft es Africa vor, es schwitze im heissen Sande, Scham, Brust und Adern bloss, und sei vom Sonnenglanz mit Nacht geschwärzt, seine Tapferkeit sei nur wilde Wut, sein Leib voll Ungeziefer und Unrat, und America, es besitze zwar Schätze, die aber nur Europa ergötzen, es sei vergnügt, wenn es ein Schellenspiel für einen Diamanten bekomme oder etwas Tabak für alle seine Edelsteine. Endlich weist Europa auf seine eigenen blühenden Städte und seine Macht zur See hin. Asia ereifert sich, bis Solon das hitzige Gespräch mit der Verleihung des Apfels an Europa abbricht, mit der Begründung, Asiens Macht sei gar gross vor allen, allein sein plumper Sinn könne ihm nicht gefallen, Europa habe Witz, Verstand und Mut und sei damit seiner Macht überlegen. Asia solle mit dem wilden Africa beiseitetreten und der Christenwelt den Preis der Fruchtbarkeit an Menschen, Korn und Wein, an Kunst und Wissenschaft, an Wollust, Reichtum, Ehre, Pracht und Kriegsmacht überlassen, denn weil die Schätze der Weisheit uns selig machen, müsse die ganze Welt den Preis Europa gönnen, während die Macht von Asia, die goldene Erde von America und der wahre Glanz von Africa dereinst gefunden werden. Europa lobt den Richter und gibt ihm den Apfel zurück mit der Bitte, ihn dem glücklichsten seiner Völker zu geben.

Im zweiten Akt treten «die Europäischen Völker», zweifellos in Nationaltrachten, auf. Der Nordländer fragt phlegmatisch, warum er sich wegen dieses Apfels den Kopf verwirren lassen solle, da er doch zu Hause genug Äpfel und Birnen habe und Früchte nur verzehre, um sich den Wanst zu füllen. Er gesteht freimütig, dass er noch kein Buch gelesen habe, und macht sich über die Gelehrten lustig. Als ihn einer der Anwesenden fragt, ob er aus dem Adelsstand in Lappland sei, antwortet er, man habe ihm als Buben gesagt, er sei aus Litauen gekommen, bei einem Starotzen in Moskau gewesen und habe dort eine Polakin geheiratet, jetzt seien sie Schweden geworden, und es sehe übel aus in ihrem Haus, doch wolle er sein altes Leben nicht um Hollands Reichtum aufgeben. Dann trumpft er auf, dass die Nordländer vergnügter seien als alle hier, die reden und Meer, Wälder und Felder durchwandern, um einen Stumpen Erz zu finden, welches das Herz beschwere; auch wenn er das alles nicht habe, leide er doch keinen Mangel, denn seine Speise fange er mit der Angel, und wenn der Fang nicht glücken wolle, so bringe er wenigstens einen Stockfisch nach Hause, und wenn er einem Bären nachjage, habe er schon sein Winterkleid, auch seien Knoblauch und Tannenharz sein Arzt. Zudem habe er noch etwas den andern voraus: Anstatt wie diese sich vor ihren Damen wie die Lämmen zu krümmen und ihnen höflich aufzuwarten, schlage er mit dem Prügel drauf, und

wenn Arm und Bein entzwei, sage seine Frau erst, dass er recht sei, ihr Schatz und Mann, und das sei wohlgetan. Der Hauswirt schickt den Nordländer nach Hause, wo der Schwede eingebrochen sei. Stolz tritt jetzt der Spanier hervor, preist sich als den Grössten an Leib und Gut und fordert das Gold als der Gefahren Sold. Dann bietet er sich als Fechtlehrer an für den, welcher die Tapferkeit erproben wolle, prahlt mit den vielen goldenen Äpfeln seines Landes und verspricht dem Richter, falls er ihm den Apfel zuspreche, einen Zitronenbaum und Schutz vor der Inquisition. Der Hauswirt nennt ihn gross an Worten, aber nicht an Werken, und weist ihn ab. Der Engländer ruft ihm höhnisch zu, dass Spanien sich jetzt mit Blut rot färbe, preist seinen eigenen Ruhm, sein Volk, seine Helden und seine Frauen, in denen Mannes Hitze wohne, und verspricht Solon das beste Sattelpferd, mit Silber wohlbeschlagen. Der Holländer weist auf das schönste Dorf der Welt und der Staaten reichstes Land hin. Wenn auch in ihrem kleinen Gebiete nicht viel wachse, sei doch seine Macht die grösste. Er bezwinge den Neptun und sei ein Fürst von Kaufmannswaren. Holland kriege auf dem Lande und siege zur See. Wenn der Richter ihn als den glücklichsten preise, werde er ihn, falls er zu ihm komme, von den «Accisen» (Steuern) befreien. Der Italiener wirft ihm vor, dass er sich nur an fremden Gütern bereichere, ihm an Gewinn keiner von ihnen gleich komme; er trumpft auf, dass er sein Leben schon im grossen Rom bekommen habe, dass sein Land die Frucht, welche die Holländer so teuer verkaufen, zweimal im Jahr trage, dass auch Venedig die Meere befahre und vor diesem die Macht der Türken nichtig sei.

Schliesslich verspricht er dem Richter, der Papst werde ihn von seinen Sünden absolvieren, wenn er ihm den Apfel gebe. Der jetzt hervortretende Deutsche demütigt den Italiener: Armin habe ihn überwunden, er selber ihn vor den Hunnen bewahrt, die Türken besiegt, die Franzosen und Ungarn gerettet. Dann prahlt er, sein Land habe die höchste Monarchie und alte Heldenlieder, die Freiheit trage bei ihnen den höchsten Orden, ihm stehe der Apfel am besten an. Endlich stellt er in Aussicht, diesen dem Kaiser zum Neujahr zu schenken und dem «Doctor», wie er Solon tituliert, ein Fass voll Tokayerwein. Hierauf meldet sich der Franzose zu Wort, röhmt seinen König und sein Land als Paradies und verheisst dem «Monsieur», wenn er ihm den Apfel gebe, werde er noch dieses Jahr «Pair de France» sein. Zuletzt tritt der Schweizer hervor und preist seine schöne Heimat:

«Ihr Thäler! Ihr Gebirg! Ihr brünnen! Ihr Gehäge!
Wo ich dem matten leib oft ruh zu gönnen pflege!
Ihr Zeugen meines glücks; Ihr wüßet, wer ich bin.
Komt! streitet jetzt für mich, zu haben den gewinn.
Doch darf ich eüwer nicht, mein stärck, und fette zeiget
Wie die glückseligkeit nach meinem Land sich neiget.
Ihr mögt die reichsten wohl, die grösst, die stärcksten seyn
Doch ist diß alles nur des glückes bloßer schein.»

Dann erklärt er dem Spanier, dort, wo Gold in den Flüssen schwimme, herrsche auch Üppigkeit, Geiz und Verschwendung, dem Engländer, seine Fürsten müssten oft bei der Tafel dürsten aus Furcht, man könnte ihnen Gift in die Becher geben, dem Holländer, der Schweizer schütte nicht aus Vorwitz Hab und Gut ins Wasser, und kein Gebrechen

zwinge ihn, für Glas und ungesunde Speisen den Erdkreis nach Ost und West zu umfahren. Schliesslich spielt er gegen alle Glück, Frieden, Einigkeit und Freiheit seiner Heimat aus. Während bei ihnen der beste sei, der viel gemordet und durch Feuer und Schwert manche Stadt betrübt habe und um der Ehre eines Titels und um eine Handbreit Erde das Blut der Helden abgetastet werden müsse, sei in der Schweiz jedermann ein Herr, ein Fürst, ein König, man dränge ihnen kein Joch auf und auch sie niemandem, jeder sei vergnügt und keiner ihnen zuwenig, sie lassen der Tugend ihren Preis, der Zeit ihren Lauf, wer für das Gemeinwohl Schweiss und Blut anwenden wolle, dem helfe man auf das Brett und trage ihn auf den Händen, kurz, Friede, Einigkeit, vergnügte Freiheitslust erhalte ihr Land, ergötze ihre Brust. Schliesslich fordert er den Richter auf, recht zu richten, und verspricht ihm, in der Not für ihn Leib und Leben zu wagen. Jetzt hat Solon das Wort. Zum Spanier sagt er, er sei zwar nicht zu gross, wohl aber sein Mund und sein Mut, zum Engländer, die vielen Siege kosten ihn viel Blut, zum Holländer, sein Reichtum sei mit grosser Sorge verbunden, zum Italiener, bei ihm sei Macht und Ruhm verschimmelt und verschwunden, zum Deutschen, er besitze wohl Tapferkeit, aber nicht das alte Glück, zum Franzosen, auch er erfahre des Glückes Tücke, und endlich zum Schweizer, sein Friede kröne ihn mit reichen Gaben des Glücks. Hierauf ersucht er die Bewerber, eine der bereitliegenden Schachteln zu wählen. Der Hauswirt präsentiert sie mit aufmunternder Gebärde. Der Spanier findet eine Orange, schreit zuerst aus verletztem Stolz und beruhigt sich dann wieder. Der Engländer zieht bleierne Kugeln und einen Lorbeerkrantz heraus und tröstet sich, sein Glück blühe fürwahr in Kriegen. Der Holländer entdeckt einen Trauerkrantz und verkündet unabirrt, dass er sich dennoch mit dem Meer und dem Glück vermählen wolle. Der hitzige Italiener schimpft über den Rosenkranz, er habe das Paternoster satt, beten solle, wer den Apfel habe. Der Franzose gibt sich lächelnd mit dem «charmanten Portrait» seiner Schönen zufrieden. Der Deutsche entdeckt ein Glas voll Wein, trinkt seinen Brüdern zu, stösst mit dem Schweizer auf dessen Glück an und leert, sich damit brüstend, sein Glas in einem Zuge. Jetzt öffnet der Schweizer seine Schachtel, nimmt den goldenen Apfel heraus, trumpft auf, dass sein rauhes Land das glücklichste zu dieser Frist sei und wünscht ihm ewigen Bestand. Der Richter Solon bestätigt, dass er den Preis mit Recht erworben habe und ihm aus dem Frieden nichts als Glück hergeronnen sei; wenn er nur einig bleibe, müsse ihn jeder fürchten. Dann gibt er seiner Verwunderung Ausdruck, wie unter einem Hute so mancher Kopf sich schicke, und erklärt, dass das Glück des Schweizers in Frieden und Einigkeit bestehe. Zuletzt reicht der Hauswirt auch dem Juden eine Schachtel, der, empört über das darin befindliche Stück «unreinen» Specks, davonläuft.

Im dritten Akt bewerben sich die Söhne des Schweizers um den Apfel. Zuerst tritt der Kavalier auf und fragt den «Mauschel», wie der alte Schweizer ausgesehen, der den Apfel bekommen habe. Der Jude beschreibt ihn als fetten und anscheinend sehr reichen Mann, dem es an Schultern, Stärke und Mut keiner gleichtue, dessen Haare nicht lang und nicht zu viel gekämmt, dessen Kinn und Mund gänzlich vom Bart überschwemmt, dessen Leib übergross sei und der prächtig ausschause. Der Kavalier erkennt seinen Vater, und der Jude, sich auf einen neuen Streit freuend, rät ihm, diesem den goldenen Apfel «abzuheischen», denn ein Kavalier wie er sei würdig, ihn zu besitzen. Der Kavalier

klopft den alten Schweizer heraus und begrüßt ihn als seinen Vater. Doch dieser entgegnet, er verwechsle ihn mit einem anderen. Erst als der Name Ehrenfried fällt, erkennt er seinen Sohn, von dem er geglaubt hatte, dass er bereits von einer Kugel geraubt worden sei. Stolz berichtet er ihm, dass er die goldene Frucht ohne Blut gewonnen habe, und erklärt, dass er noch andere Söhne habe, er möge diese rufen. Als alle versammelt sind, fragt er sie, wer unter ihnen der Glücklichste sei. Während der Geistliche und die Obrigkeitliche Person sich wegen des Vortrittes komplimentieren, tritt der Bauer vor und spricht:

«I dayhe fy, es syg ä mir zerst z'säge,
Ehmel mi bart der gröst iß hie zü gege,
Und han ig aüw verstang von klüge sinne,
Dä Öpfel da mit allem recht zü gwinne,
Züm billigste cheütt ihr mir ne gäbe,
I mache, dass ihr alle händ das läbe,
Der acher muß ig ja pflantze, u bauwe,
U im wald z'holtz für Ech hauwe,
U wenn j scho : wien ihr, nit fürnem bi,
So sy mer doch in adam all vorhi.
Der Schweizer bung vo Bure z'erst ist g'macht
Mit Bure het me gwünne mengi schlacht
Wie ihr doch baas weder J cheüt wüße,
Drum düchts my fry, dä öpfel sött mi chüsse,
Weder Ihr syt wyß u bschide gnü,
Ihr wüßet wohl wie ihr im söllet thü:
Jetz han j mit mynen verständiget, en angrer thüys auw.»

Nach dem Bauern röhmt sich der Handwerksmann, er sei ein junger Meisterknecht, ein Jahr sei er in Cernowitz gewesen, ein anderes in Danzig und, er wisse nicht mehr wie lang, auch in Genf, aber nirgends sei es so schön wie hier; zwar mache ihnen das «gnist der frömbden Meister» die Kunden abspenstig, aber das zeige gerade, wie hier das Handwerk blühe und wie dank diesem Glück und Geld im Lande seien. Hierauf trumpft der Kavalier mit seinem Kriegsdienst auf, wobei er sich vieler Fremdworte bedient:

«Ein Cavalier im Camp wo die Armee logieret
Und ein Bataille hält; wo man oft ruinieret
Und in des ordre bringt den feind in seinen landen.»

Unwirsch unterbricht ihn der alte Schweizer und fordert ihn auf, doch Deutsch zu reden, damit er verstanden werde. Empört entgegnet jener, dass Soldaten nicht dem Feinde nachzugeben pflegen; wer sie ein wenig kenne, werde nicht leugnen, dass Glück und Tapferkeit ihnen diesen Preis zusprechen:

«Wann sollte Soldaten das glück mißglücken,
Die gäntzlich verachten das krachen der stücken.
Sie kriegen und siegen in schlachten und stürmen,
Sie geben ihr leben, um andre zu schirmen.

Die donner Scharmützel, die regen von bley,
Die Hagel der kuglen, das lärmen geschrey;
Das ziehen, das fliehen, das jagen und schlagen,
Die praßlende mörser, die raßlende wagen,
Das knallen und prallen der groben Carthaunen,
Das puffen und ruffen der felde posaunen
Dient ihnen zur Musick, entzündet den muth,
Erreget in adern ein dapferes blut.»

Dann weist er darauf hin, es werde den Soldaten vor allen zugeschrieben, dass wir bis jetzt im Frieden geblieben seien, und erinnert daran, dass die Schweizer mit bewaffneter Hand ihre Freiheit gewonnen und beschützt haben, dass die Soldaten den Burgern und Bauern, den Geistlichen und Oberen dienen, dass sie für alle streiten, denn ohne Soldaten bestünde kein Stand, könnte kein Bauer pflügen, kein Burger sich mehren, keine Obrigkeit richten und kein Geistlicher lehren. Der Geistliche ist anderer Meinung: Weil die Ehre des Himmels in ihren Tempeln ertöne, werde das Land von oben her schön gekrönt; solange kein falsches Gift sich in diese Milch mische, solange werde dem Volk vom Honig aufgetischt; solange sie mit frommen Lehren auf der Hut seien, solange werden sie auch von Glück zu Glück gehen; die Geistlichen, welche vom Himmel den teuren Landesegen erbitten, schützen durch das Gebet weit mehr als tausend Degen. Dagegen spricht die Obrigkeitliche Person, man verdanke es der Sorge des Regiments, wenn Pflug und Werkstatt nicht stille stehen, wenn man in den Tempel gehen und bei Feigenbaum und Weinstock sitzen könne und wenn uns solange kein Kriegsstern mehr angeblitzt habe. Nachdem der alte Schweizer alle angehört hat, vermachte er den goldenen Apfel der Obrigkeit, wobei er einen Vergleich mit dem Leibe anstellt, von dem keines der Glieder unnütz sei, die aber das Haupt regiere. Ein aufgeputzter Advokat bittet seinen Vater um Einhalt, er sei von den Damen abgesandt, denen die goldene Apfelfrucht wohl gefalle. Der alte Schweizer stellt fest, das Glück der Damen bestehe in den Männern. Alle bekunden jetzt ihre Freude und beglückwünschen den hohen Stand. Der Geistliche wünscht, dass der «Zweytracht Apfel» ein sicheres Friedenspfand sei, und der Kavalier, dass ihr Friede erst mit dem Ende der Zeit aufhöre. Der Handwerksmann weist darauf hin, wie ein kluges Haupt das ganze Land regiere. Der Jude ist stolz, als der frömmste Jude die Versammlung zu zieren. Der Bauer meint, er denke da viel mehr, als er sagen könne. Und der Advokat weist auf den Epilogus hin, der im zweiten Teil seiner Schlussrede eine Gratulation von dreissig Versen an Ihre Gnaden, den Herrn Schultheissen, anbringt und seinen Segenswunsch an den ganzen Stand Bern richtet.

Schon vier Jahre später kann wieder ein grösseres politisches Solennitätsspiel im Münster nachgewiesen werden. Im Ratsmanual ist am 30. August 1712 der Entwurf des Zettels an das Oberhaupt der bernischen Kirche, Dekan Samuel Hopf, protokolliert,

mit der Spielerlaubnis auf den künftigen Donnerstag, da in der Vorstellung «nicht anstößiges und sonst an Worten stächiges» enthalten sei. Ein Titel des geplanten Werkes fehlt. In einer nachträglichen Eintragung des Schulratsmanuals heisst es ebenso unbestimmt, die Solennität sei «wegen eingefallenen Kriegs erst celebriert worden den 1. Septembris» und «von etwelchen Studiosis dieser Ufstand und Krieg und darauff volgte Friden ziemlich wohl representirt worden in einer Comoedi»⁶³. Auch der Burgdorfer Dekan Johannes Rudolf Gruner, damals Pfarrer in Trachselwald, schreibt im ersten Band seines Chronikon der Stadt Bern unter 1712 lediglich: «Nach vollendetem Krieg haben die Studiosi zu Bern im Chor der großen Kirche eine schöne Comoedi über diesen gantzen Krieg gespielt: Welche zu finden in meinen Schriftstücken von diesem Krieg.»⁶⁴ In seinem Nachlass fand sich tatsächlich ein diesbezügliches Konvolut, das auch noch in einer genauen Abschrift existiert, mit historischen Abrissen, Briefen und einer «Copia derjenigen Comoedi, so nach vollendetem Krieg und geschloßnen Friden zu Bern an der Sollennitet, so diß Jahrs erst nach dem Fridensschluß im Augusto gehalten worden: von den Studiosi in dem Chor der großen Kirche ist representiert worden»⁶⁵. Denselben unbestimmten Titel hat eine zweite Kopie, die wie die erste nur griechische Rollennamen ohne Schlüssel zum Toggenburger Krieg aufführt⁶⁶. Vier andere Kopisten wählten den immer noch unbestimmten Titel «Ein in Loblicher Statt Bern nach geendetem Toggenburger Krieg vorgestelltes Schauspiel»⁶⁷. Bei allen handelt es sich im Gegensatz zu fünf weiteren Kopien um ältere Abschriften, da sie keinen Epilog haben. In einem mit «Tr» unterschriebenen, nach der Anrede von einem der in Bern studierenden Söhne des Dekans Johann Jakob Tribolet und nicht von diesem selber verfassten und am 19. September, also 18 Tage nach der Aufführung an Gruner abgesandten Brief steht unmissverständlich: «Wohl Ehrwürdiger Herr. Hier hat nun auch der Herr den Prologum, dem ich nach seinem begähren gern auch den Epilogum verschaffen thäte, wan einer wäre proponiert worden.»⁶⁸ Während die etwas jüngeren Kopien mit der Bezeichnung als Schauspiel nur Rollenverzeichnisse ohne Darstellernamen aufweisen, erwähnt die zuerst genannte «Copia» eine Reihe von Darstellern, allerdings zum Teil mit Verschreibungen und nicht neben den entsprechenden Rollen, wie ein Vergleich mit allen anderen Abschriften mit Rollen- und Spielerlisten ergibt. Von den erwähnten Darstellern hatten ihr Studium in Bern begonnen: Beat Ludwig Messmer, Heinrich Wasmer und Abraham König 1700, Niklaus Furer und Johann Trachsel 1701, Sigmund von Rütte und Jacob Jambon (aus Vevey) 1703, Daniel Kunz und David Sybold 1705, Christoph Kasthofer (aus Aarau) 1707 oder 1708. Der Vonblässerer genannte Darsteller hiess in Wirklichkeit Georg Franz Oblässer und war ein Emigrant aus Wien. Er hielt sich als Neubekehrter des reformierten Glaubens seit 1711 in Bern auf und unterrichtete Knaben und Mädchen in Vokal- und Instrumentalmusik⁶⁹. Drei von vier weiteren, schon durch die Aufnahme eines Epilogs als jüngere Abschriften gekennzeichnete Manuskripte mit dem nun bestimmteren Haupttitel «Das verwirrte und wieder gestillte Schweizerland. Verglichen mit den alten Griechischen Unruhen.»⁷⁰ vermerken zusätzlich: «Acta Ludis Solennitus Fr[iedrich] Willadino et E[manuel] à Graffenried Consulibus. Egit: R. Nüesperlin, Mod fecit: A. Rupertus. Tibiis imparibus. Edita Calendibus Septembribus. Bis acta». Das vierte ergänzt den Haupttitel mit dem Hinweis auf den Schauplatz: «In einem Schauspiel vorgestellt zu Bern. Im

Chor des großen Münsters. Den ersten Herbstmonat 1712.» Auch gibt es in dem nach dem Darstellerverzeichnis eingerückten obigen Untertitel den vollen Namen des Komponisten wieder: «Andreas Rupertus [Ruprecht].» Die Aufführung fand also vor der Spalte der Regierung, dem amtierenden Schultheissen Johann Friedrich Willading und seinem Kollegen Emanuel von Graffenried⁷¹ statt und wurde einmal wiederholt. Der Autor des Spiels war der seit 1701 in Bern studierende Aarauer Pfarrerssohn Rudolf Nüsperli, der in dem auf die Aufführung folgenden Jahr zweiter Pfarrer in seiner Vaterstadt Aarau werden sollte, wo er 1722 starb, der Komponist, dessen Musik nach obigem Titel auf zwei ungleichen Flöten, Diskant und Bass, vorgetragen wurde, Andreas Ruprecht, der nach seinem Theologiestudium 1704 zum Kantor der Berner Schulen gewählt worden war⁷². Das Darstellerverzeichnis des vermutlich ältesten Exemplares dieser Reihe, da es noch nicht die späteren Ämter der Spielenden anführt, deckt in etwas flüchtiger Weise die Beziehungen der griechischen Namen zu schweizerischen Personen und Orten auf. Das zweite Exemplar ist jünger als dieses, was aus den bei einigen Darstellern hinzugefügten späteren Ämtern hervorgeht. Ihm entspricht mehr oder weniger das dritte Exemplar. Das vierte ist das jüngste, wie wiederum Anmerkungen bei einigen Darstellern erweisen. Bei Trachsel (Prologus, Thaltybius, Euribades), Messmer (Thurium, Alecto), Wasmer (Sparta), Kunz (Argos) und König (Thessalia) wird von gleicher Feder hinzugefügt: gewesene Pfarrer zu Limpach, zu Melchnau und Rohrbach, zu Reinach und Windisch, zu Affoltern im Emmental, beziehungsweise zu Windisch, bei Kasthofer (Elis) Dekan zu Schöftland, bei Oblässer (Creta) gewesener Singmeister zu Bern. Die vier ersten Darsteller haben ihre letzten geistlichen Ämter 1724, 1732, 1744, beziehungsweise 1740 angetreten und sind 1742, 1735, 1755 beziehungsweise 1761 gestorben. König starb 1740. Kasthofer wurde 1730 zum Pfarrer (nicht Dekan) von Schöftland gewählt und 1741 zum Dekan von Aarau, wo er 1769 verschied. Oblässer, der 1722 das Heimatrecht in Cudrefin erworben hatte, wurde 1730 zum Singmeister ernannt und ist am 16. Dezember 1742 im Totenrodel der Stadt Bern eingetragen⁷³. Das vierte Exemplar dieser Reihe bringt viele Anmerkungen im Text, vor allem aber einen ausführlichen Schlüssel zum Toggenburger Kriege, ebenso wie eine früher in der Klosterbibliothek Muri, heute in der Kantonsbibliothek Aarau befindliche Kopie: «Ein in loblicher Statt Bern nach geendetem Toggenburger Kriege vorgestelltes Schauspiel Anno 1712», ferner die drei wie diese betitelten Manuskripte der Burgerbibliothek Bern und die von Pfarrer Berchtold Haller um die Mitte des 18. Jahrhunderts besorgte Abschrift «Vorstellung der Comoedie so bey Anlaß des erhaltenen Siegs bei Vielmergen Anno 1712 zu Bern auf den ersten Septembris ist gespielt worden»⁷⁴, welche im übrigen den vollständigsten Schlüssel verzeichnet.

Unserer Betrachtung des Spieltextes legen wir eine weitere Abschrift zugrunde, die sich in einem Folioband mit historischen Abrissen zum Toggenburger Kriege findet, welchen der Aargauer Dr. Karl Speidel 1959 dem Aarauer Stadtarchiv geschenkt hat⁷⁵. Die Annahme, dass der Autor Nüsperli sein Originalmanuskript 1713 nach Aarau mitgenommen hat, wo es dann früher oder später von einem engeren Landsmann abgeschrieben wurde, drängt sich auf. Erstens wird im Untertitel besonders betont, dass der Student der Theologie Nüsperli «Burger zu Arauw» ist. Zweitens weist diese Abschrift, ganz abgesehen davon, dass sie keinen Epilog hat, die meisten szenischen Anweisungen

auf. Drittens führt sie die beiden Eumeniden ohne die doch wohl später hinzugefügten Eigennamen Lyssa und Alecto an. Viertens enthält sie mit Ausnahme der späten Abschrift von Haller den umfangreichsten direkten, nach der Vermutung des Historikers Franz Xaver Bronner bei der Aufführung verteilten Schlüssel zu den griechischen Rollen und Eigennamen⁷⁶. Fünftens trägt diese Abschrift als einzige uns bekannt gewordene den dem Inhalt besser entsprechenden Haupttitel *«Das verwirrete aber wieder hergestellte Griechenland. Zu einem kurtzen Schauwspiel vorgestellte in dem Jahr, da das verwirret Schweizerland wieder in seine vorige ruhe und wohlstand gesetzt worden.»* Einer Nachlässigkeit des Kopisten schreiben wir es zu, wenn die Namen von drei Darstellern nicht ganz richtig geschrieben werden, die beiden Eumeniden nur einen Darstellernamen aufweisen, so dass sich in der Spielerliste eine unrichtige Verschiebung ergibt, und wenn endlich Euphronion mit Lenzburg aufgeschlüsselt wird und nicht, wie in allen anderen Kopien mit Schlüssel, richtig mit Villmergen, wo ja die entscheidende Schlacht stattfand.

Das Berner Solennitätsspiel von 1712 enthält nach dieser Kopie 677 Verse, die von elf Darstellern, zum Teil in Doppelrollen, gesprochen wurden. Dazu kommen noch ein Prosasatz und das am Schluss von einem Spieler angestimmte Te Deum. Der Inhalt ist in seiner Ausbreitung von Kenntnissen der antiken Mythologie, Geschichte und Geographie und vor allem in seiner verschlüsselten Bezugnahme auf einen eben zu Ende gegangenen Bürgerkrieg ziemlich interessant, was ja schon damals in der zweimaligen Aufführung und in den zahlreichen Kopien zum Ausdruck kam. Die Gestaltung lässt hingegen zu wünschen übrig. Offenbar nahm sich der jugendliche Autor zuerst noch genügend Musse, kam dann aber infolge der kurzen, von der Schlacht bei Villmergen am 25. Juli und dem vierten Landfrieden am 11. August 1712 zur Verfügung stehenden Zeit in arge Bedrängnis. So sind die Verse zum grossen Teil schlecht gebaut, die Reime unrein, sofern sie nicht überhaupt fehlen. Darunter leidet auch der an und für sich die Spannung auf das Orakel von Delphi vermehrende, lange Reisebericht des Thaltybius, der als einzige Szene eine humorvolle Facette hat. Sehr lebendig ist indessen der sich auch metrisch in einen immer grösseren, der damaligen Zeit entsprechenden Blut- und Kriegsrausch steigernde Dialog der beiden Eumeniden, wobei der Autor fremde Vorbilder mitbenutzt haben mag. Bildkräftig ist endlich der Schlachtbericht des Euribades.

Der ansprechende Prolog wendet sich in seinen ersten vier Versen an die Obrigkeit, spricht dann über Zweck der Aufführung und Stück und betont dabei besonders, dass es sich nicht um eine französische Komödie handle, wie mancher wünschen würde, sondern um ein Spiel, in dem ein deutsches Herz schlage, ohne Wortgepränge und Scherz, aber auch ohne Kleiderpracht. In einer Anmerkung anderer Kopien wird allerdings erklärt, dass wegen der Kürze der Zeit keine «griechischen Kleider» gefunden werden konnten, das waren die damals auch in Dramen mit antiken Stoffen üblichen barocken, die antike Kleidung nur in Zutaten und Emblemen leise andeutenden, nicht nachbildenden Kostüme. Nach der Captatio benevolentiae des Prologes wird musiziert.

Der erste Akt der eigentlichen Spielhandlung setzt mit folgendem Auftritt ein: «Chalchas [der Abt von St. Gallen] bringt Thurium [Toggenburg] gebunden, und under

einem Joch hervor, gehet zornig ummher, redet nichts, Thurium seüffzet, und rüeffet umm hülff.» Dann fleht es den hohen Priester um Gnade an, aber umsonst, bittet deswegen die Götter im Olymp um Rache, fragt, wo die tapferen Argiven, die Thebanerfürsten und die Helden von Athen weilen, und wünscht, sie möchten es vom Sklavenjoch befreien. Hernach folgt eine stumme Szene mit Musikbegleitung: «Calchas, Thurium, Thebe [Zürich], Athen [Bern], Sparta [Luzern], Creta [Uri], Argos [Schwyz]. Thebe bringt brieffen hervor, zeigt sie Athen und den übrigen, geht hinzu, und will Thurium ledig machen, kan aber nicht, zeiget seine brieffen nochmahl Athen, hierauf gehen sie beyde hinzu, selbiges zu erledigen, under deßwegen treten die anderen ab, lösen etliche knoten, können aber nit alle, schüttlen den Kopf und gehen auch weg.» Dazu gibt der Autor folgende Erklärung: «N[ota] B[ene] ist darum muta, weil uns nicht zu wüßen gebührt, was auf den Tagsatzungen seye gehandlet worden.» In der dritten Szene bindet Chalchas Thurium «härter als zuvor, welches dann noch härter umm hülff rüeffet». Chalchas droht ihm den Tod an und schimpft es Schlangenbrut und falsche, vergiftete Kröte. Thurium verflucht seine Sklaverei und verhasste Dienstbarkeit, ersucht die Fürsten der Welt um Ruhe und verliert zuletzt allen Mut. In der vierten Szene fordert Thebe, auf den Knoten zeigend, Athen auf, diesen zu zerschneiden, sie wisse zwar, dass das Schwert abbrechen würde, was auch tatsächlich geschieht. Chalchas gibt seiner Empörung Ausdruck und tritt ab. Thurium fleht die Götter an, seine Befreier hier und in Ewigkeit zu belohnen. Über Kostüme, Requisiten und weitere Bewegung gibt eine grössere Anmerkung Auskunft: «Thebe und Athen kommen gantz bewaffnet mit glänzenden Harnischen und mit erblößten schwerteren hervor, Athen zerschneidet die band, Chalchas retirirt sich, sie legen Thurio einen Hut [wohl einen Freiheitshut] auf und geben ihm ein schwerth, führen es fröhlich mit sich davon.»

Der zweite Akt beginnt mit dem Auftritt von Sparta, Creta, Argos, Thessalia [Unterwalden] und Elis [Zug]; «als diese sehen, daß Thurium weg ist, berahtschlagen sie sich, wie sie selbiges wider in band bringen mögen, erwarten deßwegen den Thaltybium, den sie gen Delphos geschickt [den Boten von Rom], das oraculum Rahts zu fragen.» Sparta möchte wissen, wer der Frevler ist. Argos beschuldigt Thebe und Athen. Creta, Thessalia und Elis bestätigen es im Chore. Sparta hält die Hetze von Thebe und Athen gegen Chalchas, der den Menschen alles auslege, was ihnen unbekannt sei, ein frevelhaftes Unterfangen. Thessalia schlägt vor, an deren Köpfen tausend Lanzen zu brechen. Sparta möchte alle töten, Thurium wieder unters Joch beugen und seinen Frevel büßen, und ruft zuerst, auf das Horn des Uristiers anspielend, Creta, dann die anderen auf, das Kriegsmesser zu wetzen und die Feinde des Chalchas zu vertreiben, zuvor aber noch auf den Bericht des Thaltybius zu warten. In der zweiten Szene kehrt dieser atemlos zurück, bittet Sparta, das ihn gleich ausfragen möchte, ihn ein wenig verschnaufen zu lassen, sei er doch vom Fahren, Gehen, Reiten und Laufen so müde, dass er fast nicht reden könne. Dann beklagt er sich vorerst über seinen schlechten Lohn: Wenn einer rechnen wollte, was Schuhe und Kleider kosten, was man am Leib verderbe und an Speisen verzehre, habe man nicht einen Heller für den Posten, und auch kein Trinkgeld werde verehrt, und Weib und Kinder habe er zu Hause. Thessalia heisst ihn sein Scherzen lassen und schimpft auf jene, welche sich einbilden, sie müssten für alle Worte mit Dukaten bezahlt werden, worauf Thaltybius prompt einfällt, ja Dukaten, das wäre ein rechter

Spass, es sei jetzt schon die fünfte Olympiade, dass er keine gesehen habe. Als Elis ihn an seinen Bericht mahnt, kommt er nochmals auf das fehlende Trinkgeld zu sprechen. Thessalia versucht ihn mit dem Hinweis zu beruhigen, er könne nachher in ihrem Keller von dem besten Chierwein saufen, so viel er wolle. Thaltybius ist einverstanden, kann aber seine Skepsis nicht verbergen, dass dann die Kellermagd ausgegangen sei und er nichts bekomme. Nachdem ihn Argos zurechtgewiesen hat, beginnt er endlich seinen Reisebericht, wobei er aber wegen seiner umständlichen Schilderung die Zuhörer auf die Folter spannt. Zuerst lässt er sich über das Schiff aus, nach der Unterbrechung durch Creta und später durch Thessalia noch länger über die Reise nach Delphi. Erst als Elis ihn auffordert, seinen umständlichen, unnötigen Reisebericht abzubrechen, bestätigt er, dass er dem Priester [Papst] Anzeige wegen ihrer Not gemacht habe, liefert dessen schriftliche Antwort ab und trollt sich schimpfend, nachdem ihm Thessalia fürs nächste Mal den Galgen angedroht hat. Hierauf liest Sparta die Anschrift des Briefes, beschaut das Siegel, bricht es auf und trägt die Botschaft vor, den Streit mit den Feinden an «Osiris' Leich- und Festtag [Fronleichnam]» zu beginnen, mit der Verheissung von gewiss viel tausend Leichen.

Musik leitet zur ersten Szene des dritten Aktes über: «Sie treten mit einander ab, und wirdt musicirt. Unterdeßen trittet Mehsenia [Basel, Glarus und Wallis] voller Gedanken auf, und redet nicht biß die Music geendet.» Dann beginnt es seine Klage über die zerstrittenen Brüder, gibt seiner Befürchtung Ausdruck, das Vaterland könnte in Trümmer gehen, wenn das entstandene Feuer nur noch ein wenig brennen würde, und fragt traurig, wer denn noch fröhlich sein könne, wenn das Schwert des grimmen Krieges auch bei ihnen erscheine. Hierauf fordert es zum Frieden auf, berichtet, dass Sparta Athen mit List angefallen, Creta, Argos, Elis und Thessalia dasselbe getan haben, und liest endlich den übrigen Inhalt des ihm auf dem Wege zugesteckten Briefes vor: Athen sei zwar von so vielen Feinden bestürzt worden, habe es aber verstanden, diese meisterlich zu binden, und weil der Segen bei seinen gerechten Waffen gewesen sei, habe der Himmel selber ihm den Sieg verschafft. Erneut fordert es zum Frieden auf, damit das Land wieder zu Ruhe und Wohlstand komme. In der zweiten Szene macht Mehsenia die anderen Orte auf die Gefahren aufmerksam, welche bei Fortdauer des Streites vom Ausland her drohen, wobei es mit Persien und Mazedonien verschlüsselt auf den römischen Kaiser und den französischen König anspielt. Thebe verspricht, sich mit Sparta zu versöhnen, wenn es sich des Chalchas nicht mehr annehme. Athen bekräftigt seine Worte. Auch Sparta will Frieden schliessen, und Creta verspricht, inskünftig die Friedenstrompete zu blasen und allen Krieg «samt martis wuth und rasen» zu verfluchen. Nur Argos, Elis und Thessalia sind anderer Meinung und treten unwillig ab. Mehsenia umschlingt die anderen mit dem Friedensbande. Alle sind es zufrieden und fordern die Musenkinder auf, das Halleluja anzustimmen. Es «wirdt musicirt». Die dritte Szene ist wieder stumm: «Zwey Eumenides treten in währender Music hervor, die einte rauchende fakel, die andere einen blutigen dolchen in der hand hältet, schneidend das band entzwey, Sparta und Creta gehen mit ihnen unvermerkt fort. (die Music endet einmahl ohne Cadenz) Thebe, Athen und Mehsenia werden darüber bestürzt, und gehen unwillig auch ab.»

In der ersten Szene des vierten Aktes rühmen sich die zwei Eumeniden, «wie sie uneinigkeit haben können anstiften, und bereits gemacht haben, daß Athen eine nahmhaffte schlappen bey Gephyris [Seyß] versetzt worden, treüwen auch, wie sie noch mehr unheil anstiften wollen.» Sie tragen Perücken aus Schlangen-, nach einer anderen Version aus Pflanzenhaar. In ihrem Dialog ist die Rede von greulichem Gestank an Stelle von Wollust, von der weit und breit von Leichen überragten Erde, von Männern und Weibern im grausamen Rachegetümmel, so dass ihren Feinden die Haare zu Berge stehen, von Elefanten und nicht Menschen, die ganz erzürnt drein stossen, von Riesen und auch Amazonen, die niemanden schonen, auf der Kampfstätte alles niederschmeissen und auch die Glieder zerhacken, dass das Hirn rausspritzt und das Blut die Erde netzt, von dem Donnern der Kartaunen, dem schrecklichen Knallen der Geschütze und Mörser und dem Widerhall in den Wäldern, von zerschmetterndem Hagelgeschoss und fliegenden Kugeln, welche die Leiber aller Athener auf die Erde kleben. Es frohlockt die erste Eumenide, dass der Feind Athen über den Kopf gefallen sei und es gerupft habe, so dass es jetzt wohl ohne Haare sei, und ereifert sich, man müsse ihm auch die Haut über den Kopf ziehen, damit es nicht mehr fliehen könne, rauben und alles plündern, Dörfer und Flecken «weg raßieren», Tyliaopolis (Zofingen) verbrennen, bis vor das Tor Athens anrennen, Weiber und Kinder niederstechen, «schlagen, stupfen, morden, brechen». Hierauf kommt es zu einem Zwiegespräch, in dem die Eumeniden, mit wenigen kürzeren Versen abwechselnd, ihre Mordlust auch metrisch steigern, wobei die schlimmste Forderung lautet, sich nicht des Kindes selbst auf der Mutter Armen zu erbarmen. Endlich schliesst die erste mit 11 Versen verschiedener Länge das mörderische Gespräch ab. Zu Beginn der zweiten Szene sinniert Athen über den Wandel des Glücks und beschuldigt die Eumeniden, das Land in Brand gesetzt zu haben. Thebe berichtet, dass Athen für einmal den kürzeren gezogen und tausend Mann verloren habe. Athen erklärt, auf das Zaudern der Zürcher anspielend, die Athener würden im Kampfe nie nach rückwärts schreiten. In der dritten Szene bringt Euribades [Kurier] «fröhliche zeitung von einem namhaftesten Sieg, den Athen unweit Euphrionion [Villmergen] wieder seine find erhalten», und berichtet kurz von der Schlacht, wo sogar des Himmels Grimm sich gegen die Feinde gerichtet und sie mit heisser Glut und Schwefelflammen zu «Charons Leichen-Schiff und Lethens trauwerport» gesandt habe. Athen freut sich, dass der eigene kleine Schaden hundertfach gerächt sei. Dann fährt Euribades mit seinem Schlachbericht fort und spielt mit Nestor auf den greisen Berner General Frisching an, der sich steif gehalten und die Feinde tapfer angegriffen habe. Athen wünscht dem «vatter unsers land», der «zierd und kron der Statt», seine Ehre möge hoch über den Wolken schweben und seine Tat den Sternen einverleibt werden, solange Athen Athen und eine Stadt bleibe. Thebe ist es zufrieden, dass jetzt der Feinde Macht von ihrem eigenen Blut umflossen sei. Athen, wieder auf den römischen Kaiser und den französischen König anspielend, bedauert, nicht der Feinde, sondern ihrer eigenen Brüder Blut vergossen zu haben, und befürchtet, dass Mazedonien [Frankreich] jetzt seine Rechnung darauf mache. In der vierten Szene bringen Sparta, Creta, Argos, Thessalia und Elis die beiden Eumeniden vor Thebe und Athen. Sparta klagt sie an und heisst sie sich in die Hölle packen. Dann fordert es seine Brüder auf, Schwert, Schild, Harnisch, Spiess und Gewehr gegen den Pflug zu vertauschen, und wünscht, bald die

Spinne an den verrosteten Waffen ihre Netze weben zu sehen. Am Schluss des Spiels erscheint der Friede und ermahnt alle Orte zur Einigkeit:

«Rufft einandern friedern zu,
Last die Feld-Trompeten schweigen.
Harpfen, lauten, orglen, geigen
Sollen jetz die waffen seyn.
Heißt die trouppen abmarschieren,
Das geschütz nach Hauße führen.
Alle fahnen wicklet ein,
Henckt die schwerter an die wand,
In die winckel die Musqueten.
Stecket ein die Bajonetten.
Frieden sey imm gantzen land.
Laßet nur die einigkeit
Früsche wohnung bey euch machen...»

Theben freut sich über die gute Zeitung. Athen begrüßt es, wieder seine Schule eröffnen zu können, nachdem seine Musensöhne die Waffen ablegten mit allem Kriegsgetöne. Sparta nimmt den Frieden mit offenen Armen auf. Argos ist froh, dass seine Mannschaft nicht mehr im Wasser aufgerieben wird, womit es auf den Ertrinkungstod der Schwyzer im Buenzbach anspielt. Thessalia ist glücklich, weil sein Vieh nicht mehr von den Weiden weggetrieben wird. Elis legt seine Furcht ab und fasst wieder Mut. Creta lobt den Himmel für ein so edles Gut. Alle «gratulieren sich, geben einanderen die händ, einer stimmt das Te Deum Laudamus an», in das zweifellos die anderen Orte und die Zuschauer einfallen, «und treten mit einanderen mit geschloßnen händen ab», wie es zusätzlich in einer anderen Abschrift heisst.

1713 beschäftigte sich der Schulrat erneut in durchaus positiver Einstellung mit dem Schultheater, wie aus zwei bisher übersehnen Schreiben hervorgeht. Aus dem ersten, an den Gymnasiarchen Johann Georg Altmann (den Älteren) gerichteten erfahren wir, dass man von Altmann auf den ersten Donnerstag im Mai die Aufführung eines Solennitätsspiels beliebiger Materie erwarte, alles zum Zwecke, dass die studierende Jugend durch dergleichen Vorstellungen, Aktionen und Dialoge sich angewöhne, mit minder erschrockenem Mut in der Öffentlichkeit zu reden. Altmann wird im übrigen auch aufgefordert, sich mit dem Rektor und Anton Tillier zusammenzusetzen, um die Ordnung im Zuschauerraum aufrechtzuerhalten, damit nicht die für die Gnädigen Herren Rät und Burger bestimmten Plätze zu frühzeitig von ihren über die Massen neugierigen Frauenzimmern und anderen Personen, denen dieses Auditorium nicht gewidmet sei, okkupiert werden, was auf das ausserordentliche Interesse der ganzen Berner Bevölkerung Rückschlüsse erlaubt. An der Solennität von 1713 sollte es allerdings wegen der kurzen, zur Verfügung stehenden Zeit nicht mehr zu einer Aufführung kommen. Aus einem Schreiben an Professor Scheurer und Prinzipal Altmann vom 19. April geht aber hervor, dass der Schulrat auf eine nachträgliche Vorstellung drängte, wobei erneut nicht nur auf die erzieherische Bedeutung des Schultheaters hingewiesen wurde, son-

dern auch auf das Bedürfnis der Bevölkerung nach solcher Ergötzung, jedoch der Chor des Münsters als Schauplatz nicht mehr eingeräumt wurde⁷⁷. Ob es noch zu einer Aufführung kam, ist leider nicht auszumachen.

Die Lehrer und Studenten waren auch 1719 mit den Vorbereitungen nicht zu Rande gekommen und bat den Rat um Verschiebung der Solennität. Dies wurde zwar abgewiesen, hingegen eine spätere Aufführung gestattet unter Bedingung, das Thema vorher dem Rektor und den beiden Korrektoren obrigkeitlicher Bücher vorzuweisen und die Aufführung nicht in die heilige Zeit (das heißt kirchliche Festtage) zu legen. Das Schauspiel wurde der Zensur vorgelegt, wie aus einem Sitzungsprotokoll des Rates vom 22. April 1719 hervorgeht: «Denen Herren Studiosis haben Ihr Gnaden vergont, daß sie die Vorhabende Comedj nach deme selbige gebührend überschauet seyn wirt, entweders in dem Music Saal oder Ballenhaus nach Belieben spihlen mögent.» Auch sandte er einen Zettel an den Bauherrn Rodt, nach ihrem Bericht an einem dieser beiden Orte durch die Zimmerleute des Werkhofs ein Theatrum aufzurichten und wieder abbrechen zu lassen. Weitere Kosten von 157 Kronen und 10 Batzen wollte der Rat allerdings nicht übernehmen, wie aus einem am 15. Juli protokollierten Schreiben an Herrn Rodt hervorgeht, der im übrigen an den Zettel vom 22. April wegen des zu errichtenden Theaters erinnert wird⁷⁸. Es handelte sich um einen Einbau entweder in den 1702 im obersten, unmittelbar unter dem Gewölbe des in diesem Jahre vom Schiff abgetrennten Chores der Predigerkirche eingerichteten Musiksaal oder in das 1678 in der alten Stadtmauer westlich des Inselspitals für ein dem Tennis verwandtes Ballspiel erbaute Ballenhaus, das gelegentlich auch Wanderkomödianten zur Verfügung gestellt wurde⁷⁹. Ob die Aufführung wirklich stattfand, lässt sich wieder nicht ausmachen. Es wäre jedoch möglich, dass die anscheinend schon weitgediehene Vorbereitung nicht umsonst blieb, da ja private Gönner das fehlende Geld leicht hätten schenken können.

Erst 1729 kann wieder ein Aufführungsgesuch von Studenten belegt werden. Der Rat wies es am 21. März an den Schulrat mit der Bitte, das Projekt auf seine Anständigkeit hin zu prüfen und das Ergebnis dem Rate zu melden. In der Folge wurden die Studenten vor den Schulrat geladen, um ihren Standpunkt zu vertreten. In der Sitzung vom 24. März ersuchte man jene, zuvor ein paar Akte ihres Schauspiels den Gnädigen Herren vorzuweisen und diesen auch die Wahl des Spielplatzes zu überlassen. Eine zweite, bisher noch nicht beachtete Verhandlung fand am 10. April statt. Die Studenten brachten ein jedenfalls stofflich ausserordentlich interessantes *Spiel über die Reformation* oder doch wie vereinbart ein paar Akte davon mit. Das Thema fand aber nicht allgemeine Billigung. Fussend auf dem Rapport von Jakob Laufer, seit 1718 Professor Eloquentiae, ist den Studenten «auß vielen bedenken absoluté verbotten worden, über eingeben materj von der reformation ein Commoedj zu spieheln und noch viel weniger in der Kirchen, als an welchen ohrt Sie nicht gedenken sollen, ist Ihnen aber freygestellt worden eine andere materj auszulesen, in welchem fahl dann mann Ihnen ein ohrt darzu verzeigen wurde.» Offenbar hatten die Schulräte Bedenken, mit einem Spiel über die Reformation die im Badener Frieden von 1718 endgültig befriedeten katholischen Orte vor den Kopf zu stossen⁸⁰. Ob in der Folge ein anderes Thema dramatisiert und aufgeführt wurde, bleibt offen. Sicher reichte die Zeit nicht mehr für die Solennität.